

# Der Schulschatz

Autor(en): **Stebler, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **235 (1962)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657599>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Schulschak

Aus einer alten Kiste und dem Räderpaar eines ausgedienten Kinderwagens hatte Vater Bolz für seinen neunjährigen Sprößling Markus einen behelfsmäßigen Handkarren zusammengebastelt und den Jungen mit Schaufel und Kratzgerät ausgeschickt, auf den Straßen Roßbollen und Kuhfladen als Grundstoffe für einen im Entstehen begriffenen Miststoc in seinem Garten zusammenzuscharren. Die erzieherische Absicht war, das Söhnchen zur Arbeit anzuhalten, um damit zu verhindern, daß es seine schulfreie Zeit wie andere gleichaltrige Bengel mit Lümmeleien totschlug. Damals beherrschte noch nicht der Motor das Feld, und die Straßen waren ausgiebige Plantagen dessen, was das zahlreiche Nutzvieh im Dorf so fallenließ.

Markus, das ist verständlich, empfand diese Aufgabe als demütigende, erniedrigende Zumutung, als Zurschaustellung einer Armut übrigens, die gar nicht vorhanden war. Aber wenn er sich auch

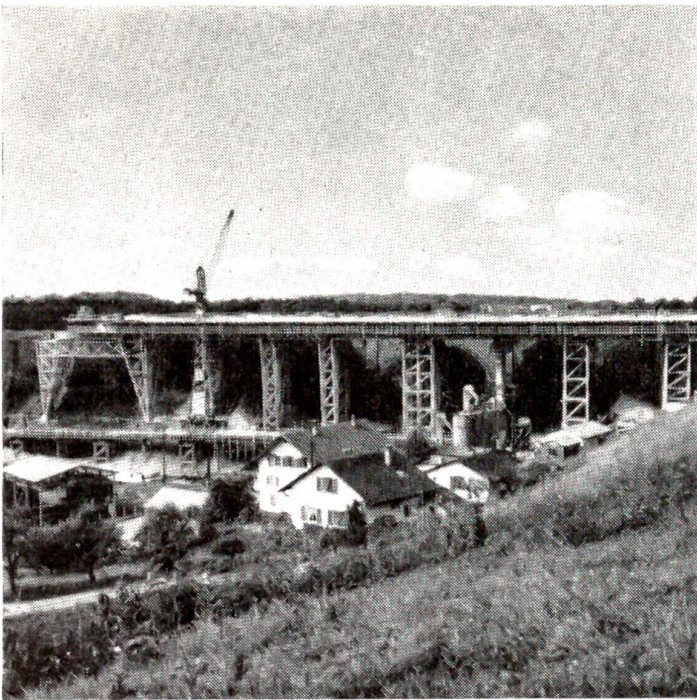
innerlich gegen das väterliche Diktat aufbäumte, so mußte er als der Schwächere eben gehorchen. Das Entwürdigende dieses Roßbollensammelns wurde ihm durch die Hänseleien seiner Kameraden schmerzhaft bewußt gemacht; sie grinsten unverschämt, wenn er mit seiner engbrüstigen Karre an ihnen vorbeizog, und auch das mitleidige Lächeln von Erwachsenen empfand er als schimpflich bis zur Unerträglichkeit. Ein Bettlerhandwerk übst du aus, schalt sich der gegen Demütigungen empfindliche Knabe und grollte sich in einen unbändigen Trotz gegen seinen Vater über die ihm angetane Schmach hinein. Und vieles in der hoffnungsvollen Knabenseele zerbrach und zerbarst unter dieser ihm aufgezwungenen Fron. Niemand wußte, wie es in ihm ausah. Wer weiß schon von den Nöten eines empfindsamen Kindergemüts, das in seinen feinsten Regungen mißhandelt wird!

An einem frostigen Wintertag nun schleppte Markus sein ziemlich dreckiges, übelriechendes, halb beladenes Gefährt am Hof des Großbauern Kamber vorüber. Da rief ihn dessen Söhnchen Eberhard, sein Klassengenosse, ein etwas eingebildetes, allzu selbstbewußtes Bürschchen, ins Haus hinein, um sich an irgendeinem Spiel mit andern Knaben zu beteiligen. Leider könne er nicht, gab Markus zurück, sein Karren sei erst halb gefüllt, und ein so mageres Ergebnis seines Fleißes dürfe er nicht nach Hause bringen.

„Dummes Zeug!“ plusterte sich Eberhard auf, „ich fülle ganz einfach dein Fuder mit ein paar Gabeln Stallmist auf, dann brauchst du dich nicht weiter abzumühen.“

Markus war es nicht ganz geheuer dabei, denn der Großbauer Kamber, auf dessen Kosten das Experiment geplant war, galt als ebenso geizig wie gewalttätig, aber schon hatte sich Eberhard unter Mitwirkung der andern Klassengenossen ans Werk gemacht, die Besitzesänderung vorzunehmen, und man fand sich zu dritt und mehreren in der Stube zum Spiel ein.

Diesem Spiel wohnte auch Eberhards elfjährige Schwester Lydia bei, ohne daß sie sich direkt an ihm beteiligte. Ein blondbezopftes Mägdelein, etwas scheu, fast verschüchtert, mit großen Frageaugen im Ge-



Zwei markante Brückenbauten:  
Die Autobahnbrücke über das Worblental bei Worblaufen . . .  
Photo W. Nydegger, Bern



sicht und gewinnendem Wesen. Es mochte der eigentliche Grund sein, der Markus uneingeständenermaßen bewogen hatte, die Einladung anzunehmen.

Für ihn trug das um zwei Jahre ältere Mädchen den Nimbus des Schon-fast-Erwachsenseins. Schon oft hatte er es aus sicherer Entfernung angeschwärmt, ohne sich mehr dabei zu denken, als daß es sich hier – für ihn wenigstens – um eine Märchenprinzessin handle, die schön, unerreichbar und, weil aus reichem Hause, unzugänglich war, die zwar keinen Hochmut zur Schau trug, aber sich doch gerade so zurückhaltend benahm, daß sie als niemandes Schulschak galt.

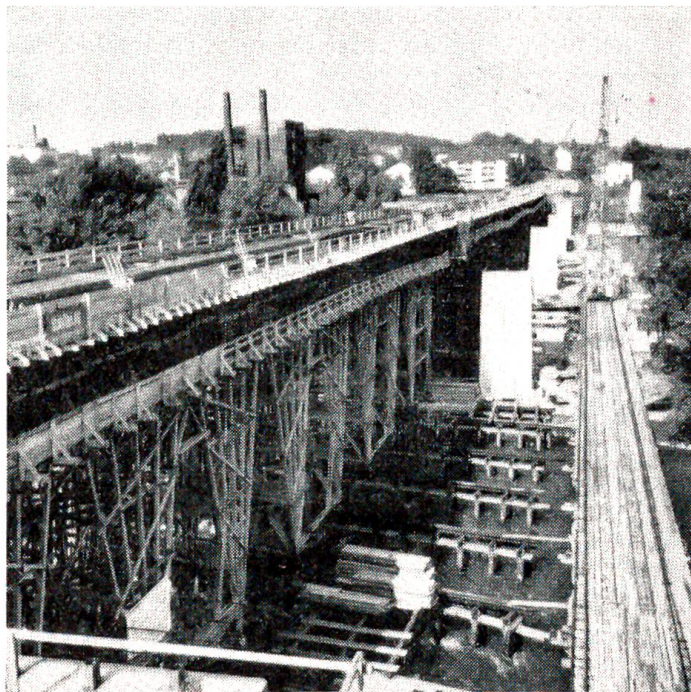
Man neckte sich damals schon wie heute mit einem Schulschak. Streng genommen hatte man ja keinen und konnte sich überhaupt nichts Rechtes darunter vorstellen, aber er wurde einem ganz einfach angedichtet, und dabei blieb es, auch wenn damit eine Kinderfreundschaft angedeutet wurde, die gar nicht bestand. Einen Schulschak angedichtet zu bekommen, war eigentlich Bevorzugten vorbehalten. Markus, der, wenn man so sagen darf, als Roßbollensucher in gesellschaftlicher Hinsicht benachteiligt war, weil er allzusehr nach Landwirtschaft roch, hatte somit keinen, und das focht ihn weiter auch gar nicht an. Dagegen ertappte er sich etwa auf dem Gedanken: wenn man mir schon einen Schulschak zuschreiben sollte, dann müßte er Lydia Kamber heißen.

Wie das Spiel im schönsten Gange war, schob sich auf einmal der vierschrötige geizige Großbauer wie eine dräuende Gewitterwolke herein und überfiel Markus mit einer Flut von Beschimpfungen und Verwünschungen. Bezeichnete ihn als Dieb und Schlimmeres, der sich nicht schäme, den Bauern den Miststod zu plündern, kurz, drohte ihm in brutaler Weise das Zuchthaus für seine Untaten an, brüllte und tobte drauflos wie ein Befessener.

Markus erklärte wahrheitsgemäß, der Stallmist sei ihm von Eberhard angeboten, ja geradezu aufgedrängt worden.

Gleiches Unwetter über das Haupt Eberhards.

Der aber, der Feigling, log sich schändlich heraus. Nie und nimmer wäre ihm so etwas einge-



... und die neue Monbijoubrücke in Bern, die das Stadtzentrum vom Durchgangsverkehr entlasten soll.

Photo W. Rydegger, Bern

fallen, Markus sei ein ausgekochter Lügner, und überhaupt hätte er, Eberhard, den Josef Schmid als Zeugen dafür, daß sich der Unschuldige selbst und ohne Aufforderung bedient hätte. Was Josef Schmid, der bei dem Handel vor dem Miststod zugegen gewesen war, ebenso heuchlerisch in aller Form bestätigte. Denn mit Eberhard konnte und wollte er es nicht verderben.

Markus wurde übel vor so viel Gemeinheit und Niedertracht seiner beiden Kameraden, und er mußte mit Schimpf und Schande abziehen. Draußen aber leerte er den ganzen Inhalt seiner Karre samt den mühsam selber zusammengesuchten Roßbollen auf den großbäuerlichen Miststod. Der Ekel über so viel Feigheit, so viele Hinterlist von seiten seiner Kameraden stieg in ihm hoch, und er hätte am liebsten losgehault, wenn ihn nicht der Stolz des Unschuldigen und ein unbändiges Trostgefühl daran gehindert hätten.

Anderntags in der Schulpause wichen ihm sowohl Eberhard wie Josef in großem Bogen aus. Ihr Schuldgefühl war offenbar doch zu übermächtig.



tig. Aber was half das dem falsch Verdächtigten? Dagegen pirschte sich bei guter Gelegenheit Lydia Kamber an ihn heran.

„Es ist mir leid, Markus. Ich hatte so Erbarmen mit dir und durfte es bloß nicht zeigen. Du weißt, wenn der Vater wütend ist . . . da, ich geb dir das, als Zeichen meiner . . .“, und sie schob ihm ein Messerchen in die Hand, ein billiges Jahrmarktsmesserchen, das er gestern noch dankbar entgegengenommen hätte, weil es von „ihr“ kam.

In ihm aber schrie der Trotz auf. Er wollte keine Geschenke, kein Erbarmen, er wollte ja nur Gerechtigkeit. Lydia hielt ihn also auch für einen Dieb. Aus lauter Mitgefühl versuchte sie, nachträglich Wunden zu verpflastern, ohne zu fragen, ob ihm diese Wunden verdienter- oder unverdienter-weise geschlagen worden waren. Und so stieß er die dargebotene Hand zurück und schob das Mädchen von sich, das Mädchen, das der gleichen feigen Brut angehörte wie der jämmerliche Schulfreund.

Während der nächsten Tage lag Markus an einer ungefährlichen Kinderkrankheit zu Bett. Seine Gedanken kreisten weh und wund um die Kränkung, die er selber erlitten und, vielleicht mehr noch, als er sich zugestand, um diejenige, die er Lydia zugefügt hatte.

Auf einmal trug sich etwas Sonderbares zu. Der Knecht des geizigen Großbauern kam mit einer Fuhre Stallmist angefahren, lud sie im Garten von Vater Bolz ab und wußte weiter von nichts, als daß es in Kambers Auftrag geschehe. Dieser aber ließ überhaupt nichts von sich vernehmen. Was zum Ruckuck bloß mochte ihn zu diesem Großmut bewogen haben, die seiner ganzen Natur widersprach?

Gerade an diesem Tage konnte Markus das Bett wieder verlassen; er fand sich in der glücklichen Lage dessen, der von seinesgleichen ob einer überstandenen Krankheit bewundert und gleichzeitig um des Schulschwänzenkönnens beneidet wird.

So schlenderte er, seiner Bedeutung als krankgewesenes Kind bewußt, durch die Dorfstraße. Als ihm ein Zufall Lydia Kamber über den Weg führte, war es zu spät, ihr auszuweichen. Sie stellte ihn, wie man einen Flüchtling stellt, der an keine Heimatufer mehr glaubt, und richtete an ihn die üblichen nichtsagenden Fragen über sein Befinden.

Obschon ihn etwas im Halse würgte und er das Wort fast nicht fand, überwog die Neugier doch den Trotz, und schließlich erkundigte er sich, welche Bewandnis es denn mit dem Fuder Mist habe.

„Josef Schmid verriet mir nachträglich die Wahrheit. Ich erzählte sie sofort Vater, und der hat dann Eberhard fürchterlich verhauen. Er mußte sich eingestehen, daß er dir unrecht getan hatte, und weil es ihm nicht liegt, sich für einen Irrtum zu entschuldigen, so hat er eben . . . nun ja, siehst du denn nicht ein, daß er etwas wieder gutmachen wollte?“

„Und du hast also . . .?“

„. . . ja.“

Rot geworden von der Scham des Eingeständnisses stockte das Mädchen. Und dann nestelte es wieder das Messerchen hervor. „Auch ich versuchte neulich, etwas gutzumachen, aber du hast nicht gewollt . . .“ – hier kugelten ein paar Tränen über seine Wangen – „du hast das nicht annehmen wollen. An deiner Stelle hätte ich es auch nicht getan. Es fiel mir damals aber nichts anderes ein. Ich weiß auch heute noch nichts anderes. Und drum . . .“

Sie streckte ihm das Messer entgegen. Es war, als ob im Gemüt des Knaben ein riesiger Eisberg schmölze. In diesem Augenblick der schlagartigen Entspannung konnte er nur noch losheulen. Vor Beschämung, aber auch vor Glück. Weil er nämlich jetzt auch einen Schulschak hatte, einen verschwiegenen, von dem niemand wußte, keinen ange-dichteten, und nicht nur einen gewöhnlichen Schulschak, nein, eine Märchenprinzessin!

Jakob Stebler

### Der Orden

Der französische König Heinrich IV. verlieh einst einem Herrn von Billeneuve den Orden vom Heiligen Geist.

Als ihm der Orden vom König umgelegt wurde, sprach der so Geehrte die traditionellen Worte:

«Domine, non dignus sum!» („Herr, ich bin nicht würdig!“)

Darauf nickte König Heinrich, lächelte und sprach: „Ich weiß es wohl; aber mein Vetter hat mich darum gebeten, Euch den Orden zu verleihen!“